

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 54 (1998)
Heft: 4

Artikel: Anmerkungen zum Glück, von Kind an eine Sprache zum Reden, eine zweite zum Schreiben zu haben
Autor: Wyss, Laure
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-422043>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 26.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Anmerkungen zum Glück, von Kind an eine Sprache zum Reden, eine zweite zum Schreiben zu haben

Von Laure Wyss

(Geb. 1913; lebt als Schriftstellerin und Journalistin in Zürich. Werke u.a.: Frauen erzählen ihr Leben, 14 Protokolle, 1976; Das rote Haus, Roman, 1984; Was wir nicht sehen wollen, sehen wir nicht, Journalistische Texte, 1987; Das blaue Kleid, Geschichten, 1989; Lascar, Gedichte, 1994; Weggehen ehe das Meer zufriert, Fragmente zu Königin Christina von Schweden, 1994; Briefe nach Feuerland, Wahrnehmungen zur Schweiz in Europa, 1997; die letzten vier im Limmat Verlag, Zürich.)

Geschriebenes lesen tönte anders als reden, das war das grosse Erlebnis im ersten Schuljahr. Es war in Biel, und die Welschen von nebenan hatten das nicht, mit ihnen redete die Lehrerin so wie die Mutter zuhause.

Um uns den Schock des Hochdeutschen nicht in vollem Umfang zuzumuten, brachte uns das Fräulein Leuenberger das «eins, zwei, drei» mit mundartlich betontem «ei» bei. Erst auf einer zweiten Stufe betonte sie korrekt deutsch: «ains, zwai, drai». Wir lachten, wir fanden das komisch, bis wir entdeckten, dass wir eine neue Sprache lernten. Dieses Hochdeutsch, das wir nun radebrechten, schaffte uns einen unerwarteten Zugang zu den welschen Nachbarn, die antworteten nun ganz stolz in derselben Sprache, es waren ja Wörter ihrer ersten Fremdsprache, die sie im fünften Schuljahr gelernt hatten.

Bisher waren hochdeutsche Stimmen noch kaum zu uns gedrungen, es gab damals weder Radio noch Fernsehen, in unserer Familie damals auch kein Grammophon; und in andern Familien plärrte dieses Englisch von Platten mit dem kleinen Hund, der ins Hörrohr lauschte.

Lange blieb aber die Mundart unsere Sprache und unsere Kraft. Die Mutter hatte uns Mundartlieder gelehrt, uns berndeutsche Versli beigebracht. Es war für uns selbstverständlich, dass wir Wörter neu bilden, umbilden konnten, ihnen etwas anhängen durften, das verkleinerte oder vergrösserte, eine Sache lächerlich machte oder lustiger oder trauriger. Der Phantasie waren keine Grenzen gesetzt in der Sprache, in der wir redeten, in unserer Mundart. Wir bogen auch französische Ringelspiele in unsere Sprache um, lange habe ich nicht gemerkt, dass unser «Baduribasera» eigentlich «Partout on passera» hiess.

Aus Trotz – aus meinem? – entwickelten wir allmählich Sinn für Nuancen. Meine Mutter fand das in der Stadt Bern gesprochene Berndeutsch schon sehr viel feiner als dasjenige Biels – wir sagten «jo» statt «ja», wie die in Solothurn –, und so den See hinauf redeten die Leute sowieso «puckt», das heisst kurz angebunden, fand meine Mutter. Für uns Kinder war jedoch Biel das Beste, was es gab und das Allerbeste war Wingreis am See, von wo meine geliebte Grossmutter kam, das Schielen nach dem feineren Bern war für uns Verrat, so riefen wir laut nach «Miuch», verachteten die «Milch» und fanden etwas «cheibe schön», anstatt «sehr schön». Sprache als Opposition? Aber eben auch als Bereicherung, denn es war selbstverständlich, dass wir, sobald der Frühling kam, in Biel auf der Strasse mit «Chlügger» spielten, in Twann aber mit «Määrmel».

Der Sinn und Hintersinn einer Sprache, meiner Mundart, weckte mit der Zeit schärferen Sinn für die geschriebene Sprache, das Hochdeutsch. So vermute ich jedenfalls. Diese geschriebene Sprache sprechen lernte ich erst während eines Berliner Semesters, als ich feststellte, dass man mit der Frage «Was für Zeit ist es?» in Deutschland nicht sehr weit kam. Der lange Lernprozess, sich in beiden Deutsch korrekt auszudrücken, schärfte die Aufmerksamkeit für erlaubte Helvetismen. Als ich anfang, Bücher zu schreiben, und gegen eine reichsdeutsche Lektorin antrat, die aus dem «Velo des Buben» ein «Fahrrad des Knaben» machte – siegte das Velo.

Eine meiner schönsten sprachlichen Übungen war die Übersetzung meiner «Frauenprotokolle» – stundenlange mündliche, mundartliche Berichte unterschiedlicher Schweizerinnen mussten für «Frauen erzählen ihr Leben» gekürzt in unserer Schriftsprache wiedergegeben werden. Eine wunderbare Arbeit, so erinnere ich mich. Es war in einem Hotel in London, während eines Studienaufenthaltes, da lauschte ich stundenlang den Stimmen auf dem Tonband, um die echten Töne zu hören, die den Frauen eigensten. (Von diesem Experiment ist mir geblieben, dass ich, um den ersten Satz eines neuen Buches herauszufinden, am liebsten in einem andern Sprachgebiet mich aufhalte, man ist dann so allein, so intim verbunden mit seiner eigensten Sprache.)

Als ich zum ersten Mal aus den «Frauenprotokollen» vorlas, sagte mir eine Kritikerin, sie habe in der schriftsprachlichen Wiedergabe der mündlichen Berichte, im Rhythmus, im Duktus der Sätze herausgehört, aus welchen Mundarten sie stammten. Da war ich sehr stolz.

Als ich, nach Wanderjahren, mich in Zürich festsetzte und endlich als Umgangssprache wieder meine Mundart benutzte, stiess ich auf Un-

verständnis für mein Bieldeutsch, das man als breites und total unverständliches Berndeutsch taxierte; man lachte mich aus oder fragte, was ich denn sagen wolle. So liess ich viele Ausdrücke beiseite, sie fielen weg. Dass sie nicht ganz ausfielen, sondern sich an einem merkwürdigen Ort still verhielten, um nach Jahrzehnten wieder lebendig aufzusteigen, merkte ich, als ich fürs Radio Mundartkommentare verfassen sollte, ungern genug, denn inzwischen war längst das Hochdeutsche die Sprache geworden, in der ich mich am differenziertesten ausdrücken konnte – und auch wollte. Das Radio beharrte, ich verfasste meine Texte auf Mundart. Und aus der Tiefe stiegen alle die Wörter und die Ausdrücke, die ich in Kinderzeiten gesprochen hatte, für mich alt und neu zugleich. Ich war skeptisch und kontrollierte jeden Ausdruck, jedes Wort, ob es denn auch stimme, im «Berndeutschen Wörterbuch» von Otto von Greyerz. Nicht ein einziges Mal lag ich daneben, jeder Ausdruck stimmte. Was für eine überraschende Freude!

Ob ich jetzt wieder eine nuanciertere, reichere Mundart rede? Ich weiss es nicht. Aber da ist immer noch das Glück, auf Anhieb eine gesprochene und eine geschriebene Sprache zur Verfügung zu haben.

Wie wenig werden heute, im Radio, im Fernsehen, die Möglichkeiten, zwei verschiedene Sprachen zur Verfügung zu haben, genutzt. Nicht nur, dass man die Mundart falsch ins Hochdeutsche übersetzt, man übersetzt auf grauenhafte Art von Hochdeutsch in Schweizerdeutsch, wenn man volksnah sein will. Schauderhafte Verlüderung der einen wie der andern Sprache!